

Drei Aerzte

Autor(en): **Lichtenberg, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 35

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751922>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Drei Aerzte

Von Wilhelm Lichtenberg

Solche Zeiten gibt es. Man fühlt sich müde, zerschlagen, abgespannt, die Nerven wollen nicht mehr recht, und plötzlich geht's dann nicht mehr weiter.

Ueberarbeitet nennt man das. Und, obwohl man weiß, daß die Arbeit weitergehen muß, und daß der Arzt sie verbieten wird, geht man doch zu ihm. Warum eigentlich? Weil man immer, wenn man einen Arzt aufsucht, auf das Wunder hofft. Daß nämlich inzwischen ein Mittel gefunden sei, welches man nur einnehmen müsse, um alle Sünden gegen den Corpus ungestraft weiter verüben zu können.

Also schön, vielfachem Drängen nachgebend — man hat ja so viel besorgte Menschen in der Umgebung — ging ich zum Arzt.

Zu welchem? Die Auswahl ist ja leider groß; und bald werden die Aerzte nur mehr davon leben können, daß sie sich gegenseitig behandeln.

Also, zu welchem? Man hat mir da einen ganz jungen Arzt empfohlen. Ganz junge Aerzte haben viel für sich. Sie kommen frisch aus der Schule, ausgestattet mit dem ganzen Rüstzeug modernster Forschung. Das ist nämlich der ewig tragische Konflikt zwischen Aerzten und Patienten: die Krankheiten sind alt, die Methoden, sie zu heilen, alle paar Jahre einmal neu. Und gerade weil die Methoden so neu sind, werden die Krankheiten so alt.

Der Arzt, den ich erwählte, war geschlagene sechszwanzig Jahre alt, und meine Umgebung meinte: «Nur ein junger Arzt...»

Schön! Ich saß also in einem neu gefirnisten Wartezimmer, mutterseelenallein auf weiter Flur. Trotzdem mußte ich endlos lange warten. Dieses endlose Warten gehört scheinbar mit zur ärztlichen Behandlung. Irgendeine Heilkräftigkeit muß jedes ärztliche Wartezimmer ausströmen, sonst wüßte ich nicht, warum man in jedem so lange sitzen muß.

Der junge Arzt mit dem würdigen Babygesicht hörte sich meine Beschwerden an, nickte zu allem sehr besorgt und fragte schließlich: «Wie alt sind Sie?»

«Vierzig Jahre.»

Da wurde sein Gesicht noch würdiger und er staunte mich an, als ob der selige Methusalem vor ihm säße.

Und dann meinte er: «Ja, verehrter Herr, mit vierzig Jahren dürfen Sie sich nicht wundern, wenn gewisse Alterserscheinungen auftreten...»

«Alterserscheinungen?» fragte ich entsetzt.

«Na ja! Was denken Sie? Vierzig Jahre sind ein sehr respektables Alter. Der Körper ist verbraucht, die Gewebe schadhafte, die Zellen treiben nicht mehr. Die Sklerose ist bereits vorgeschritten. Der ganze Mensch in Rückbildung begriffen. Ich werde Ihnen ein Knoblauchpräparat geben, das eine gewisse regenerative Wirkung hat. Sollte das aber nichts nützen, dann könnte man ja an eine allgemeine Verjüngung denken...» Nach Voronoff oder Steinach... Damit Sie den Rest Ihres Lebensabends wenigstens halbwegs genießen können.»

Nein! Dieser junge Arzt war nichts für mich. Möglich, daß er mich vom Aufstieg seiner sechszwanzig Jahre aus als einen Greis sah. Befriedlich, daß ihm einer mit vierzig uralt vorkommt! Aber Voronoff und Steinach? Du lieber Gott! Meinem kleinen Töchterchen sage ich immer, wenn es sich einen Pelzmantel wünscht: «Was wirst du dann mit dreißig tragen?» Und so sagte ich mir auch: «Wenn du mit vierzig schon Affendrüsen hast, was wirst du dann mit siebzig haben?»

Es ist doch klüger, sagte ich mir, wenn ich zu einem reiferen Arzt gehe. Da ist ein sehr tüchtiger in meiner Nähe. Vierzig etwa. So alt wie ich. Nachdem ich die obligate Wartekur gemacht hatte, empfing er mich. Hörte sich wieder alles an und fragte dann nach meinem Alter.

«Vierzig, Herr Doktor!»

Du allmächtiger Gott! So wütend habe ich noch niemals einen Arzt gesehen wie diesen, als er mein Alter — also das seine — erfuhr.

«Was?» schrie er und bekam einen puterrotten Kopf. «Was? Mit vierzig Jahren wollen Sie schon etwas von Ueberarbeitung und allgemeiner Nervenschwäche sagen? Mit vierzig? Herr!!! Was fällt Ihnen denn ein? Wissen Sie denn nicht, daß ein Vierziger auf der Höhe seines Lebens, im besten, im allerbesten Mannesalter steht? Mit vierzig gibt es das alles nicht, was Sie mir da schildern! Schämen Sie sich denn nicht, in diesem Alter schon einen Arzt aufzusuchen?»

«Herr Doktor...» Ich versuchte Einwände.

Da kam ich aber schön an! Der Arzt wurde noch wütender und schlug mit der Faust auf seinen weißlackierten Schreibtisch. «Ich verbitte mir so etwas! Nein! Ich behandle Sie nicht! Unter keinen Umständen! Ich verschreibe Ihnen auch nichts! Sie sind gesund! Ein Mann mit vierzig kann nicht müde sein! Wenden Sie sich an einen Scharlatan, wenn Sie durchaus Medikamente schlucken wollen. Aber nicht an einen ernsthaften Arzt!»

Zuerst nahm er das Honorar, dann warf er mich hinaus. Umgekehrt wäre es mir lieber gewesen.

Was nun? Mit den jungen Aerzten ist nichts, die gleichaltrigen sind auch nicht das richtige.

Nach langen Beratungen empfahl mir meine Frau einen alten Arzt. Einen sechszwanzigjährigen Herrn. Und alle meinten übereinstimmend, daß alte Aerzte noch die tüchtigsten seien. Sie haben einen reichen Schatz an Erfahrung, sind abgeklärt und sehen die Dinge von der Warte einer höheren Lebensauffassung.

Der alte Arzt hatte einen gütigen Gelehrtenkopf, so wie man sie manchmal in Kinderbüchern abgebildet sieht, wenn sie am Krankenbett Klein-Illes sitzen und sich schön die Zunge zeigen lassen. Er hörte ein bißchen schwer, und sein Stethoskop ragte neckisch aus der linken oberen

Tasche des weißen Mantels hervor. Geradezu bildhaft wirkte der alte Herr.

Ich schrie ihm also alle meine Leiden ins Ohr. Und er lächelte. Er lächelte mich wie aus einer andern Welt an.

Dann ließ er mich Platz nehmen und dann sagte er: «Junger Mann! Ich brauche Sie gar nicht erst zu untersuchen. Was Sie mir da sagen, stimmt haargenau zu dem klinischen Bild, das alle Jungens im Pubertätsalter aufweisen.»

Ich erblaute und fiel auf die Rückenlehne meines Stuhles zurück. «Pubertätsalter...?» stammelte ich.

«Jaja», nickte der Onkel Doktor gütig. «Sie sind ja mit Ihren vierzig Jahren noch ein Kind. Unlustgefühle, Erregtheit beim kleinsten Anlaß, irgendwo hinauswollen und nicht wissen wohin — alles Pubertäterscheinungen. Viel ist da ja nicht zu machen, das wird mit den Jahren von ganz alleine gut. Wenn Sie erst in ein paar Jahren erwachsen sind, denken Sie gar nicht mehr an Ihre Kindheit zurück. Also, sich viel in frischer Luft aufhalten, täglich kalte Abreibungen und im übrigen hübsch das tun, was Papa und Mama sagen. Dann wird alles wieder gut.»

Ich wankte gebrochen hinaus.

Der alte Arzt hatte mir auch etwas aufgeschrieben: Lebertran, zur Stärkung der jungen Knochen. Aber ich nehme es nicht! Da lasse ich mir schon lieber Affendrüsen einsetzen. Die sollen schmackhafter sein.

Jemand vor der Tür...

Von Paul Barabás

Berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Rosemarie v. Jankó

Ein regnerischer Nachmittag. Die neblschwere Feuchtigkeit liegt bleiern in der Luft; sie macht die Menschen traurig, die sie atmen. Wer hat bei solchem Wetter Lust zu reden? Auch Ella und Bella in ihren Armsesseln neben dem Fenster schweigen. Seit Mittag schon sitzen sie so beisammen. Was sie bisher an Worten gewechselt haben, ist belanglos. Nun schlägt es vier. Da sagt Bella:

«Erwartest du niemanden heute Nachmittag?»

«Nur meinen Bräutigam», antwortet Ella.

«Hast du ein Glück!» seufzt Bella. «In den fünf Jahren, seit ich dich kenne, hast du schon sechs Bräutigame gehabt.»

«Dieser da... dieser wird mich auch heiraten.»

«Ich habe nicht einmal einen solchen Bräutigam gehabt, der mich nicht heiratet...»

«Und weißt du auch warum? Weil du die Männer nicht kennst, nicht weißt, wie man sie behandeln muß. Die Männer sind unsere Todfeinde. Deshalb muß man Krieg gegen sie führen. Man muß sie besiegen. Und wenn sie auf dem Boden liegen und wir den Fuß auf ihren Nacken legen — weißt du, was dann geschieht?»

«Nein. Was?»

«Dann heiraten sie uns!»

Jetzt ist der Augenblick, es einzugestehen: Ella hat die Dreißig bereits überschritten und sie glaubt nicht mehr daran, daß sie heiraten wird. Bella ist zwanzig und rechnet noch aufs Geheiratwerden.

Wieder bricht das Gespräch ab. Erbarmungslos rauscht der Regen hernieder. Da ertönt die Vorzimmerglocke. Die beiden Mädchen blicken gleichzeitig zur Tür. Bella springt auf:

«Das ist dein Bräutigam! Bleib du sitzen. Ich öffne ihm schon.»

Sie will hinauslaufen, aber Ella hält sie zurück:

«Keine Spur öffnest du ihm!»

«Aber... aber es hat doch geläutet!»

«Na und? hat es eben geläutet. Jetzt beginnt der Krieg. Vor der Tür steht er, der Feind. Wenn wir jetzt aufmachen, glaubt er, wir haben schon im Vorzimmer auf ihn gewartet, bereit, ihn hereinzulassen, damit uns nur ja kein Augenblick seiner Anwesenheit verlohregeht. Weißt du, wie ihm dann der Kamm wachsen würde? Sprechen wir lieber nicht davon. Soll er nur warten — im gleichen Verhältnis zum Wartenmüssen wächst auch seine Liebe.»

Daraufhin erklingt die Vorzimmerglocke zum zweitenmal. Bella springt auf die Türe zu: «Aber jetzt lassen wir ihn wirklich herein! Sonst geht er noch fort!»

«Hab' keine Angst, er geht nicht fort. Weißt du, was er jetzt da draußen tut? Er tritt von einem Fuß auf den andern — in seiner Hand sind Blumen. — Denn mir kann man keine Briefe schreiben, Liebling: ich bedauere, ich konnte nicht kommen, wir haben Ueberstunden in der Bank, oder es ist sonstwas dazwischengekommen, ich werde mal wieder Nachricht geben...» Mir nicht! Zu mir muß man selbst kommen und wartend vor meiner Tür stehen. Jawohl, wartend! Und jetzt, was glaubst du, was geschieht jetzt? Ich werde es dir sagen: jetzt wird zweimal geläutet. Schon ungeduldig, deshalb begnügt er sich mit einmal läuten nicht mehr. Zweimal. Aber da er ein Mann ist, ist er auch eitel. Und deshalb läutet er ganz kurz,

damit wir nicht am Ende merken, daß ihm vor Ungeduld die Gänsehaut über den Rücken läuft. Also läutet er zweimal und kurz; so: plim-plim.»

Ella drückt in der Luft zweimal auf einen eingebildeten Klingelknopf und wartet. Auch Bella wartet. Sie blickt mit Bewunderung auf ihre Freundin, auf diese tüchtige Frau, die weiß, wie man mit Männern umgeht.

Und nun ertönt tatsächlich die Klingel: zweimal, kurz.

«Siehst du?» triumphiert Ella. «Jetzt fängt er an, sich zu ärgern. Was heißt das — sagt er sich — hat sie mich angeschmiert und ist nicht zu Hause? Dann fällt ihm ein, daß ich erkrankt und gestorben sein kann. Wenn ich aber lebe — dann wehe mir! Nur angesichts meiner Leiche wäre er willens, mir zu verzeihen! Wenn ich ihn jetzt hereinlasse, sagt er mir vielleicht eine Grobheit, macht auf dem Absatz kehrt und läßt mich sitzen! Darum müssen wir noch ein wenig warten. Jetzt wird er schon wütend läuten, zweimal wird er auf die Klingel drücken, fest, lange, damit die ganze Welt es hört, daß ihn, die Krone der Schöpfung, eine Frau vor der Türe warten läßt!»

Und in der Tat: die Klingel ertönt, zweimal, langgezogen. Bella staunt. Ist das möglich?

«Darf ich ihn jetzt hereinlassen?»

«Keine Spur. Damit er mich wegen des viermal Läutens zur Rede stellt!»

«Aber schließlich... wann denn willst du ihm öffnen?»

«Nach dem fünften Läuten. Wenn er schon so klein geworden ist, daß man ihn im Staub kaum mehr sieht.»

«Du... er geht weg — droht Bella halb im Scherz.

«Mir sagst du das?» antwortet Ella völlig ernst.

«Gib acht — er geht schon die Stiegen hinunter!»

«So geht er halt.»

«Und du läßt ihn?»

«Ich lasse ihn. Denn er geht nur drei Treppen weit, dann kehrt er um, es noch ein letztes Mal zu versuchen. Vor der Tür nimmt er sich vor, ein braver Bub zu sein, wenn er nur dieses eine Mal noch zu mir hereindarf. Paß auf, jetzt drückt er den Finger auf den Klingelknopf — Aber sie warten umsonst — die Glocke schweigt.

Ängstlich meint Bella:

«Siehst du, man hätte ihn doch hereinlassen sollen!»

In dem Augenblick ertönt die Glocke, ganz leise, mit einem merkwürdig weinerlichen, zaghaften Klang. Bella rennt hinaus und öffnet die Eingangstür. Draußen steht ein Mann. Er hat eine rote Kappe auf. Ein Dienstmann. Er hält einen Brief in der Hand, mit Ellas Adresse darauf.

«Bitte, diesen Brief sollte ich abgeben. Der Herr, der ihn mir übergeben hat, läßt sagen, daß er auch morgen nicht kommen kann, weil er leider in der Bank Ueberstunden hat.»

Der Dienstmann geht. Bella steht im Vorzimmer mit dem Brief in der Hand. Seligkeit überflutet sie heiß: Ella hat also doch nicht recht! Nicht Gescheitheit ist, was die Männer wollen — Herz suchen sie. Sie drückt ihre Hand auf ihr heftig klopfendes Herz — das ist, was sie brauchen. Sie legt den Brief auf das Vorzimmerstischchen, so daß Ella ihn gleich sieht, wenn sie herauskommt. Sie macht sich aus dem Staub! Rasch schlüpfte sie in ihre Jacke, huscht durch die Tür, zieht sie ganz leise hinter sich zu, rennt die Treppe hinunter und lacht, lacht...